30 Illustriertes Sonntagsblatt 1898
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Haus am Meere.

Roman von Marie Romany. (Fortsetzung)

6.

Als Miß Robertson am nächsten Morgen erwachte, hatte sie ihre Ruhe und Selbstbeherrschung wiedererlangt. Sie schellte ihrer Zofe, um sich bei der Toilette bedienen zu lassen, und trug dabei die vollkommenste Ruhe, sogar ein zufriedenes Lächeln zur Schau.

Nachdem sie gefrühstückt, meldete man ihr Mr. Krolops Besuch. Sie befahl, ihren Verlobten in den Wohnzimmern warten zu lassen und begab sich hinunter, nachdem sie die für ihre Fahrt nach dem Bureau geeignete Robe angelegt hatte und Befehl erteilt, daß der Wagen, um sie hinunterzubringen, angespannt ward.

„Du kommst sehr früh," ging sie ihrem Verlobten entgegen.

„Muß ich nicht?" rief William, indem eine ängstliche Erregung seine Stimme bewegte. „Ich würde schon bei Anbruch des Tages angeklopft haben, wenn dies nicht der Anstand verböte."

Ein ironisches Lächeln glitt über Ellens Gesicht.

„Es freut mich," sagte sie scheinbar belustigt, „daß Mr. Krolop seine frühen Morgenstunden auszunützen beginnt. Die Sache muß ernst sein."

„Aber Ellen!" rief William, indem er einen Ausdruck teilnehmender Besorgnis in seinen Ton legte; „so weißt Du nicht?"

„Was dann?"

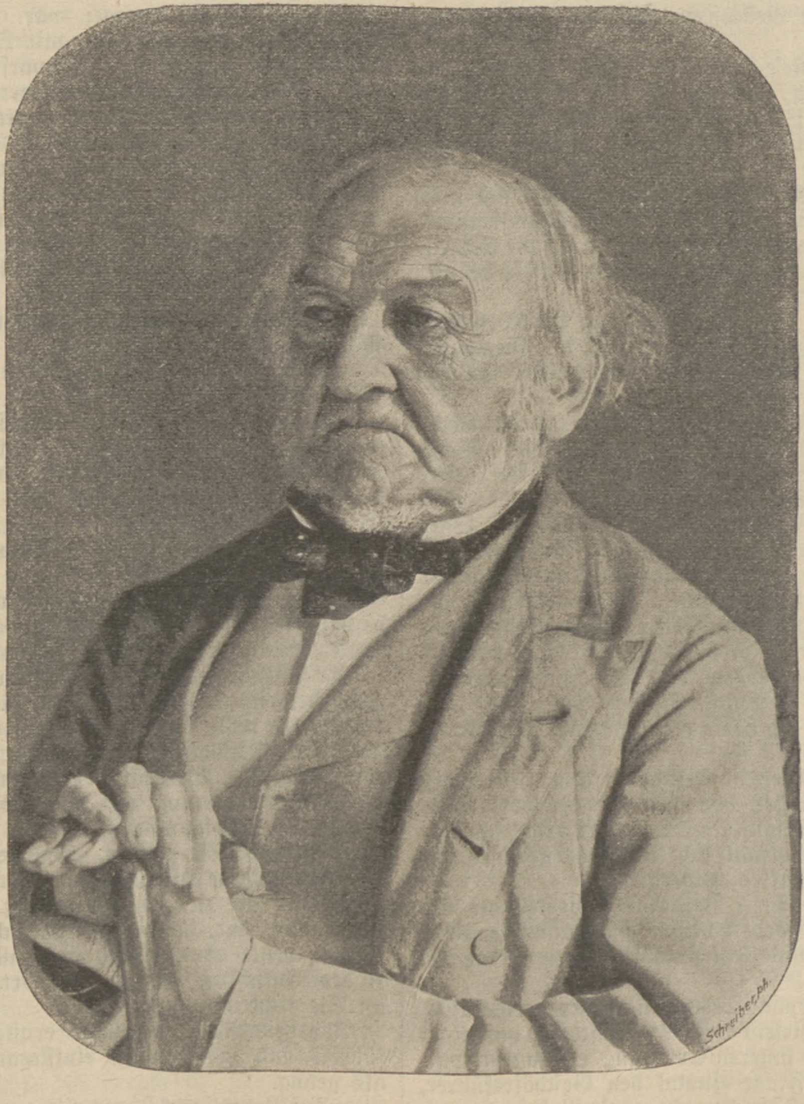
„Daß ich eine halbe Stunde hier auf Dich gewartet habe gestern abend nach neun Uhr? Daß ich Bob hinausschickte, um Dich herunterzurufen, und daß Bob mir die Mitteilung machte, ein plötzliches Unwohlsein habe Dich befallen, nachdem der — der Geschäftsführer," machte er verächtlich, „eine geraume Zeit bei Dir im Boudoir zugebracht hatte? Was für eine Bedeutung hat das, mein Liebchen? Wenn Dein Verlobter, der in Zukunft Herr sein wird hier im Hause, für diese Frage das Recht hat," setzte er mit spöttelndem Tone hinzu.

Ellen hielt einen Augenblick den Atem an; aber die Gewandtheit, mit der sie aufzutreten gewohnt war, half ihr schnell über die Position.

„Von alledem habe ich bis jetzt nichts erfahren," sagte sie gelassen. „Welcher Wunsch führte Dich gestern abend her?"

„Ellen!"

„Die Sorge um mein Befinden? —"



William Ewart Gladstone. (Mit Text.)

„Sicherlich!" rief er schnell. „Ich wußte nicht, daß Du krank seiest; aber es giebt Augenblicke, in denen mich das Verlangen zu Dir zieht, Stunden, in denen ich glaube, ohne Deine Gesellschaft nicht leben zu können."

Er hatte sich ihr genähert und sich zu einer Liebkosung ermannend, ihre Taille umfaßt.

Ellen lachte belustigt auf, als er sprach; sie entwand sich wie im Scherz seiner Umarmung und glitt auf einen Stuhl, der hinter einem Seitentisch stand.

„Es ist jetzt nicht Zeit zu Liebkosungen," meinte sie, indem ihr Auge sich mit Absicht von ihrem Verlobten abwandte. „Ich habe Herrn Schwaiger zugesagt, daß ich um zehn Uhr im Bureau sein werde; es ist halb zehn vorüber," setzte sie hinzu.

William stand verdutzt, und nicht zu verkennende Angst ließ seine Stimme zittern, als er darauf fragte: „Und meine Angelegenheit? Hast Du nachgedacht über die Sache, hast Du einen Entschluß gefaßt?"

„Das ist es ja eben, was mich ins Bureau führt," entgegnete das junge Mädchen mit ruhiger Gelassenheit; „ich habe mir die Sache betrachtet und bin einig darüber; Du sollst das Geld haben; um die Summe flüssig zu machen, fahre ich ins Bureau."

Ein Freudenschrei entfuhr den Lippen des jungen Gecken, während er mit immer noch ungläubiger Miene auf seine Braut starrte, die fortfuhr: „Ich gebe Dir also ein Kapital von vierzigtausend Dollars in dem Vertrauen, daß Du, nachdem das Geld bei der Firma Smith & Cie. angelegt ist, eine Selbständigkeit errungen hast, die Dir Nutzen bringt und Dich in der Stadt und den Staaten geachtet erscheinen läßt. Ich gebe Dir das Geld hauptsächlich aus dem Grunde, weil ich Deine Handlungsweise kennen lernen möchte, wenn Du unabhängig von Deinen Eltern bist. Auch verleugne ich nicht, daß ich bei Hergabe des Geldes der Freundschaftsdienste gedenke, die vor langen Jahren Dein Vater dem meinigen erwiesen; und ich bin zufrieden in dem Gedanken, bei dieser Gelegenheit Revanche zu bieten für das, was mein Vater bis jetzt nicht abzutragen imstande war, weil ihm die Gelegenheit dazu fehlte. Ich glaube also, richtig zu handeln, indem ich das Kapital flüssig machen will."

Sie hatte, während sie sprach, ihren Verlobten nur von der Seite beobachtet, aber der Eindruck, den ihre Worte hervor-

riefen, entging ihr nicht. Williams ungläubige Miene war nach den ersten Worten dieser Rede geschwunden; dann schienen seine Gedanken eine andere Richtung zu nehmen; und als sie geendet hatte, fragte er begierig, mit einer gewissen Angst im Ton: „Wann bekomme ich das Geld? Wenn Du in das Bureau hinabfährst —?“

„Hat es solche Eile?“ warf Ellen mit einem gewissen Spott ein, den er jedoch nicht bemerkte.

„Ich habe der Firma Smith & Cie. versprochen, bis morgen früh Antwort zu geben. Ich würde bedauern, einer Verzögerung halber die Chance verlieren zu müssen; meinst Du nicht auch?“

„Gewiß.“

„Dann schlage ich vor, daß ich bald nach Dir im Bureau sein werde. Ich nehme hierbei an, daß Du, wie es ja Deine Art geworden ist, mit Deinem so vortrefflichen deutschen Rechenmeister die Sache abkalkulieren wirst. Haha!“ lachte er, „wenn erst mein Wort gilt hier im Hause —“

„Still!“ gebot Ellen mit ruhigem Ernst. „Herr Schwaiger mußte von der Entnahme der Summe in Kenntnis gesetzt sein, da jetzt alles Geld durch seine Hand geht.“

„Und?“

„Besorge Dich nicht. Ich habe Dir zugesagt, daß Du das Geld haben wirst.“

„Heute?“

„Wenn ich zurückgekehrt bin, wird es bereit sein. Ich bitte Sie also, Herr Partner Smith & Cie.,“ machte sie anscheinend scherzend, „nach der Mittagszeit wiederzukommen. Ich übergebe Ihnen dann den Check, der Sie in Ihre neuerworbene Lebensstellung einführen wird.“

Sie hatte sich erhoben und schritt langsam der Thüre zu.

William, im Uebermaß seiner Freude, wußte im Moment nicht recht, was er anstellen sollte; er umschlang Ellens Hüfte und zog mit der anderen Hand ihren Kopf an sich, bereit, ihre Stirne zu küssen; aber das junge Mädchen entwand sich ihm schnell.

„Laß mich, ich bitte Dich,“ wehrte sie, indem ihr das Blut in die Wangen stieg; „Du weißt, daß ich derartige überschwengliche Gefühlsausbrüche nicht liebe.“

William lachte verletzt.

„Es muß doch einmal eine Liebesscene zwischen uns geben,“ meinte er.

„Dann wäre es vielleicht diese,“ machte Ellen, indem sie das zerknitterte Briefchen hervorzog, welches ihr die ersten Thränen der Liebe hervorgepreßt hatte; und mit einer raschen Wendung, ihm dabei fest in die Miene schauend, hielt sie ihm das verräterische Papier vors Gesicht.

Als das Auge des jungen Gecken auf das rosa Papier fiel, glich er einem Schulbuben, den man soeben auf frischer That ertappt. Als wäre er seiner Sinne nicht mächtig, so starrte er auf die Schriftzüge des Briefchens, und eine fahle Blässe hatte sein Antlitz bedeckt.

Ellen wußte genug.

Es war nicht der Verdruß über die Entdeckung der Wahrheit, was ihr Antlitz nun wieder erglühen ließ; es war die Freude tief in ihrer Seele verborgen, daß ihr Herz in seiner Liebe ihr den richtigen Weg gezeigt hatte.

Nachdem der junge Geck seine Fassung wieder erlangt hatte, berechnete er mit der ganzen Schlauheit seines Charakters: Wenn ich die Schuld auf einen anderen wälze, bin ich selbst frei. Der Geschäftsführer ist eine halbe Stunde nach mir im Boudoir von Ellen gewesen; kann nicht er das Billet verloren haben? Wäre das nicht die schönste Gelegenheit, diesen Deutschen für immer unschädlich zu machen? Denn wie der junge Geck die Ansichten seiner Braut kannte, vergab sie dergleichen nicht. Eine wunderbar gelungene Miene gekränkter Unschuld annehmend, rief er daher empört: „Bist Du närrisch geworden, mein Liebchen? Was habe ich mit dieser Affaire zu thun! Ich dächte doch, Du kennst mich genügend, um einen so häßlichen Verdacht nicht in Dein Herz aufnehmen zu dürfen. Ich gestehe, ich hätte meiner Braut diese Kurzsichtigkeit nicht zugetraut!“

Einer Nemesis gleich, aus ihren dunkelblauen Augen Flammen sprühend, stand das junge Mädchen vor ihm und erwiderte nicht eine Silbe. Während jedoch William laut und heftig für sich eintrat, hatte die Thür nach dem Vorsaal sich unhörbar geöffnet und in der Spalte erschien Bobs dunkles Negergesicht.

„Warum trifft gerade mich Dein Verdacht?“ verteidigte sich der junge Geck noch einmal. „Soeben versprichst Du mir den Besitz von vierzigtausend Dollars und jetzt erzählst Du mir, daß Du Zweifel an meiner Treue hegst!“

Ellen betrachtete ihn noch ein paar Sekunden mit strengem Blicke.

„Du weißt also nichts von diesem Brief?“ fragte sie mit einer Ruhe, die im Bewußtsein ihrer inneren Erregung erstaunlich war.

„Nicht das Allergeringste. Frage einmal den Geschäftsführer, Deinen so musterhaften, jungen Deutschen, der, wie Bob sagt, nach mir in Deinem Boudoir war. Oder besser noch, frage ihn lieber nicht! Beobachte ihn ein bischen schärfer! Vielleicht kommst Du auf die Spur, zu endecken, wie man bei einem Gehalt von zweihundert Dollars pro Monat noch Soupers bei Delmanico bezahlen und Brillanten verschenken kann!“

Das Auge des jungen Mädchens funkelte ihren Verlobten mit seiner ganzen Glut an.

„Schweig!“ rang es sich endlich mit schwer unterdrücktem Zorn von ihr. „Ich habe Dein Wort gehört, welches die Verbindung mit diesem Brief in Abrede stellt. Lassen wir die Angelegenheit ruhen.“

Sie neigte nur ihren Kopf zum Abschied und verließ das Zimmer. Ein paar Minuten später rollte der Wagen mit ihr dem Bureau zu.

William, noch in Verwirrung durch das soeben Erlebte, blickte durch das Fenster der Davonrollenden nach.

„Bei Gott, ich bin ein Tölpel, mich nicht bis über den Kopf in meine Braut zu verlieben,“ murmelte er dabei vor sich; „aber diese eisige Noblesse erkältet mich. Wie so ganz anders ist diese Naddy und ihre Gefährtinnen alle, bei denen Liebe vom Herzen zum Herzen spricht! Lassen wir das gehen,“ fuhr er fort; „die Zeit wird ja kommen, da ich unbeschränkter Herr in diesen Räumen sein werde! Die Hauptsache ist vorläufig erfüllt, denn Ellen hat mir ohne Abzug das Geld zugesagt. Und was sie verspricht, das pflegt sie zu halten. Mit dieser Summe, Smith & Cie. bekommen nur ein Dritteil, kann ich den Schein meiner Wohlhabenheit aufrecht erhalten, bis unsere Hochzeit vollzogen ist!“

Noch ein paarmal durchmaß er unter ähnlichen Selbstgesprächen das Zimmer, dann griff er nach dem Hut und warf den Ueberrock über die Schulter, trat über den Vorsaal und hinaus auf die Straße, wo die Betrachtung eleganter Damentoiletten, der Equipagen und Schaufenster seine einzige Beschäftigung war.

7.

Es war ein Viertel nach zehn Uhr, als Miß Robertsons Wagen vor dem Geschäftshause angelangt war. Ein Diener öffnete, die junge Dame stieg aus und betrat das Bureau, wo sie, nach allen Seiten hin freundlich grüßend, die vorderen Zimmer durchschritt; darauf begab sie sich in das Privatcomptoir, in welchem Herr Schwaiger seit seinem Eintritt allein saß, sofern nicht sie, die Herrin der Firma, zugegen war.

Er hatte eine unruhige, mit Selbstvorwürfen und Sorgen erfüllte Nacht zugebracht. Er warf sich vor, vielleicht angetrieben durch seine Abneigung gegen Herrn Krolop, zu schroff gesprochen zu haben, obgleich er als Vertreter der Firma Robertson vollauf im Recht war. Dennoch war es der Verlobte von Miß Robertson, dem er seine Verurteilung aussprach; und wieder hielt er es für seine Pflicht, die junge Dame zu warnen, damit sie nicht der Trübsal unglücklicher Ehe entgegenging.

Es lag Befangenheit in seiner Miene, als er nun den Gruß der jungen Dame erwiderte. Miß Robertson aber fand sich gewandt, wie stets, in die Position.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte sie freundlich, indem sie Hut und Mantel ablegte.

In der Verlegenheit stammelte Herr Schwaiger etwas, was er selbst nicht verstand.

„Lassen Sie sich in Ihrer Beschäftigung nicht stören,“ ging Miß Robertson mit heiterer Miene weiter. Wenn Sie dann fertig sind und ein paar Minuten Zeit für mich haben,“ — sie setzte sich an einen Nebentisch und nahm eine Zeitung zur Hand — „so bitte ich darum.“

Herr Schwaiger wußte im Moment nicht, was er von der Unbefangenheit der jungen Dame zu halten haben werde.

„Diese Briefe eilen durchaus nicht,“ meinte er, die Papiere beiseite legend. „Ich kann sie morgen erledigen. Ich stehe also zu Ihrer Verfügung,“ setzte er hinzu.

Er hatte ihr gegenüber Platz genommen, wie es seine Gewohnheit geworden war in dem Bureau; er seinerseits lenkte den Blick ab, während sie die volle Glut ihrer seelenvollen Augen auf ihm haften ließ.

„Herr Schwaiger,“ begann sie; — Ellen gab sich seit einigen Wochen Mühe, im deutschen Accent mit ihrem Geschäftsführer zu reden — „ich komme mit einer Bitte.“

Herr Schwaiger stutzte.

„Ich habe Sie gestern abend sehr gekränkt, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Mein hitziges Temperament — mein südliches Blut,“ machte sie wie zur Entschuldigung. „Auch kam mir im Moment unglaublich vor, daß ich allein nicht wissen sollte, was alle Welt spricht; heute aber, da ich über alles nachgedacht habe, komme ich zu dem Entschluß, daß ich ein Wort um Vergebung der Beleidigung an Sie richten muß.“

Die helle Röte in dem so ernsten Männergesicht des Geschäftsführers und das freudige Aufflammen seiner Augen sagten mehr als genug.

„Miß Robertson,“ stammelte er mit einer abwehrenden Bewegung in der Verlegenheit seiner Situation; „ich verstehe vollkommen —“

„Ich danke Ihnen," schnitt sie ihm schnell die Rede ab. „Somit wäre diese Angelegenheit erledigt. Ich danke Ihnen auch für die Ermahnungen, oder sagen wir Belehrungen, die Sie gewiß an kein taubes Ohr gerichtet haben; und dennoch komme ich, um mir für Mr. Krolop die vierzigtausend Dollars zu holen. Ich muß es," fügte sie mit schwankender Stimme hinzu.

Bei diesen satzweise hervorgestoßenen Worten hatte das Gesicht des Geschäftsführers anfänglich einen erschreckten dann, einen tiefschmerzlichen Ausdruck angenommen. Er erhob sich und entgegnete mit kurzer Höflichkeit: „Sie bedürfen mir gegenüber keiner Entschuldigung, Miß Robertson. Wenn Sie das Geld wünschen und befehlen, wird es jederzeit flüssig sein. Ich erlaubte mir gestern nur, einen Rat zu erteilen, war also gezwungen, jene —"

„Womit Sie mir einen größeren Dienst erwiesen haben, als Sie vielleicht ahnen," fiel sie schnell ein. Auch sie erhob sich, um das Gesicht nach einer anderen Seite zu wenden; dennoch entging es ihm nicht, daß sich eine Thräne in ihrer Wimper versteckte.

„Die Summe ist groß," begann sie nach einer kurzen Pause wiederum, „und ich weiß auch, daß sie auf eine bessere und edlere Weise angelegt werden könnte. Doch wenn sie geopfert sein sollte, was ja die nächste Zukunft lehren wird, so wird mich die Hergabe doch nicht gereuen. Zahle ich doch eine längst verjährte Schuld meines Vaters ab damit, und," fügte sie zögernd bei, indem sie den Seufzer, der sich ihr entrang, nicht zurückhalten wollte, „kaufe mich selbst los von jeder ferneren Verpflichtung. Um der eigenen Ruhe willen muß ich so handeln; und das Bewußtsein, die Pflicht erfüllt zu haben, wiegt den Betrag auf. Glauben Sie mir!"

Der Geschäftsführer schwieg. Was sollte er auf eine derartige Erklärung erwidern? Miß Robertsons Worte gingen ihm zu Herzen und trieben ihm das heiße Blut in die Stirn.

„Beendigen wir die Angelegenheit," begann sie nach einer drückenden Pause noch einmal. „Ich kann Ihnen weitere Erklärungen heute nicht geben; aber die Zeit wird vielleicht bald herankommen, da ich mir wieder Rat von Ihnen hole. Sie zürnen mir?" fügte sie hinzu.

„Aber, Miß Robertson!" entrang es sich ihm wie ein Freudenschrei. Er trat einen Schritt zurück, um nicht in die Versuchung zu kommen, ihre Hände zu erfassen und an die Lippen zu führen. „Was Sie von mir verlangen werden, thue ich mit Freuden; ich schätze mich glücklich, Ihre Wünsche erfüllen zu dürfen; jede Schwierigkeit überwinde ich, um mich Ihres Vertrauens würdig zu zeigen!"

Miß Robertson lächelte über die Lebhaftigkeit des sonst so ernsten Mannes. Doch ihre Stimme verhehlte nicht mehr die innere Erregung, als sie meinte: „Also treue Freundschaft für die Zukunft und keine Empfindlichkeit mehr! Jeder spricht frei vom Herzen, wie er meint, und tritt für das ein, was nach seiner Meinung das Richtige ist! Ich verspreche Ihnen schon heute, daß ich für die Folge Ihre Warnungen berücksichtigen und in größeren Angelegenheiten nicht mehr so willkürlich handeln werde wie heute; aber dieses Mal muß es sein. Geben Sie mir das Checkbuch, ich bitte, damit die Affaire so schleunig wie möglich erledigt wird."

Sie streifte den Handschuh ab und schrieb mit festen Zügen die Zahl vierzigtausend und darunter ihren Namen und den Namen der Firma — für die hochfliegenden Pläne und Träume ihres Verlobten ein Todesurteil.

8.

Nach jenem Morgen waren die nächsten Wochen ruhig vorübergeflossen. Das Verhältnis von Miß Robertson zu ihrem Geschäftsführer schien nach der Unterredung in dem Bureau wirklich ein freundschaftlicheres geworden zu sein; wenigstens kam es nie mehr zu ernstlichen Differenzen.

Nach und nach gewöhnte sich das junge Mädchen, die Ratschläge des klugen und welterfahrenen Mannes willenlos zu befolgen und seinen, sich stets als richtig erweisenden Berechnungen zu vertrauen; und so kam es, da Miß Robertson sich kaum noch einmal wöchentlich in das Bureau bemühte, daß Herr Schwaiger dort unumschränkt waltete und allseits das höchste Vertrauen genoß.

In gesellschaftlicher Beziehung hatte seine Stellung sich ebenso bedeutend geändert; bei dem Verkehr in vielen der angesehensten Familien New-Yorks leuchtete manch schönes Frauenauge, wenn der elegante, formengewandte deutsche Edelmann einen Salon betrat; vorzugsweise beliebt aber war er in dem vornehmen, amerikanischen Klub, wo nur die feinste Gesellschaft der Hauptstadt verkehrte und dessen Mitglied er vor kurzem geworden war. Dort traf er auch öfter mit William Krolop zusammen, der sich indessen auf einen hochmütigen Fuß gegen ihn stellte und sich sogar zu verletzenden Bemerkungen hinreißen ließ, was ihm verschiedentlich Ermahnungen und Rügen der Klubmitglieder zuzog.

Ueber den Verlobten von Miß Robertson munkelte man eben jetzt wieder sehr laut und bedenklich; man bedauerte das schöne junge Mädchen und begriff nicht, daß gerade ihr selbst über Mr. Krolops lockeren Wandel nichts zu Ohren gekommen sein sollte. Herrn Schwaigers Hand ballte sich, wenn er dergleichen Reden mit anhören mußte; aber er hütete sich, gegen Miß Robertson etwas darüber verlauten zu lassen; immer gedachte er der Worte: „Die Zeit wird vielleicht bald kommen, da ich mir wieder Rat von Ihnen hole!" Und geduldig wartete er.

Miß Robertson dagegen schien sich jetzt auffallend vom gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen. Gerade jetzt, wo die Last der Geschäfte auf sicheren Schultern ruhte, kargte sie in den gesellschaftlichen Cirkeln mit ihrer Person. Stundenlang, oft bis in die Nacht hinein hörte Herr Schwaiger, dessen Räume über den ihrigen lagen, ihren Flügel; dann mochte ihn wohl oft die Sehnsucht befallen, selbst an das prächtige Instrument eilen zu dürfen; so aber lauschte er mit Entzücken und träumte; doch diese Träume nahmen eine andere Richtung, wenn er das Zukunftsbild vor die Augen hielt. Dann wünschte er sich weit fort von hier, bis ans andere Ende der Welt. War er nicht ein Thor, die Augen zu seiner Herrin zu erheben, zu dem klügsten, reichsten und schönsten Mädchen der Stadt New-York?

Schon einmal hatte ein Weib entscheidend eingegriffen in sein Schicksal. Den Schiffbruch seines Lebens, die Demütigungen alle und den ganzen Jammer der letzten Jahre dankte er ihr. Nun aber, da ein zweites Mal die Liebe mit all ihrer Gewalt in sein Herz gezogen war, türmten sich unüberwindliche Hindernisse vor ihm auf. War seine Liebe zu Ellen nicht Thorheit? Er, der bezahlte Untergebene ihres Hauses, stets demütig und bescheiden in seiner Stellung ihr gegenüber, er erhob sein Auge zu ihr, der hochgestellten, glänzenden Frau, die zu den höchsten Ehren und Würden berechtigt war.

Und dennoch, wenn er sie manchmal an sich vorüberschreiten oder sich von ihm verabschieden sah in der stolzen Haltung, das wunderbare Auge, halb sinnend, halb verheißungsvoll ihm zugewendet, dann kam es wie ein wilder Freudenrausch über ihn, dann hätte er den staubigen Boden küssen mögen, den ihr Fuß betreten hatte.

Mit Zaubergewalt bannte es ihn an den Ort. Hätte er denn überhaupt forteilen dürfen, selbst wenn er seinem eigenen Herzen diese ihm unheilbar dünkende Wunde geschlagen hätte? Durfte er sie verlassen, die vertrauend das Wohl ihres Geschäfts in seine Hand gelegt hatte, die seines Rates bedurfte nach jeder Richtung hin? Vor kurzem erst waren äußerst betrübende Nachrichten über Mr. Robertson aus dem Süden eingelaufen. Gestern hatte er die alte Amme gesprochen, die schluchzend aus dem Boudoir ihrer Herrin gekommen war; nach ihrer Mitteilung war der alte Herr kränker als jemals; er habe, so berichtete die Alte, keinen anderen Wunsch mehr, als bei seinem teuren Kinde sterben zu dürfen. Man erwartete demnach den Kranken. Darum galt es jetzt, alles Hoffen und Fürchten im Herzen verschlossen zu halten und ein besonnener Ratgeber und Freund zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Lebendig begraben.

Erzählung von Arthur Eugen Simson.

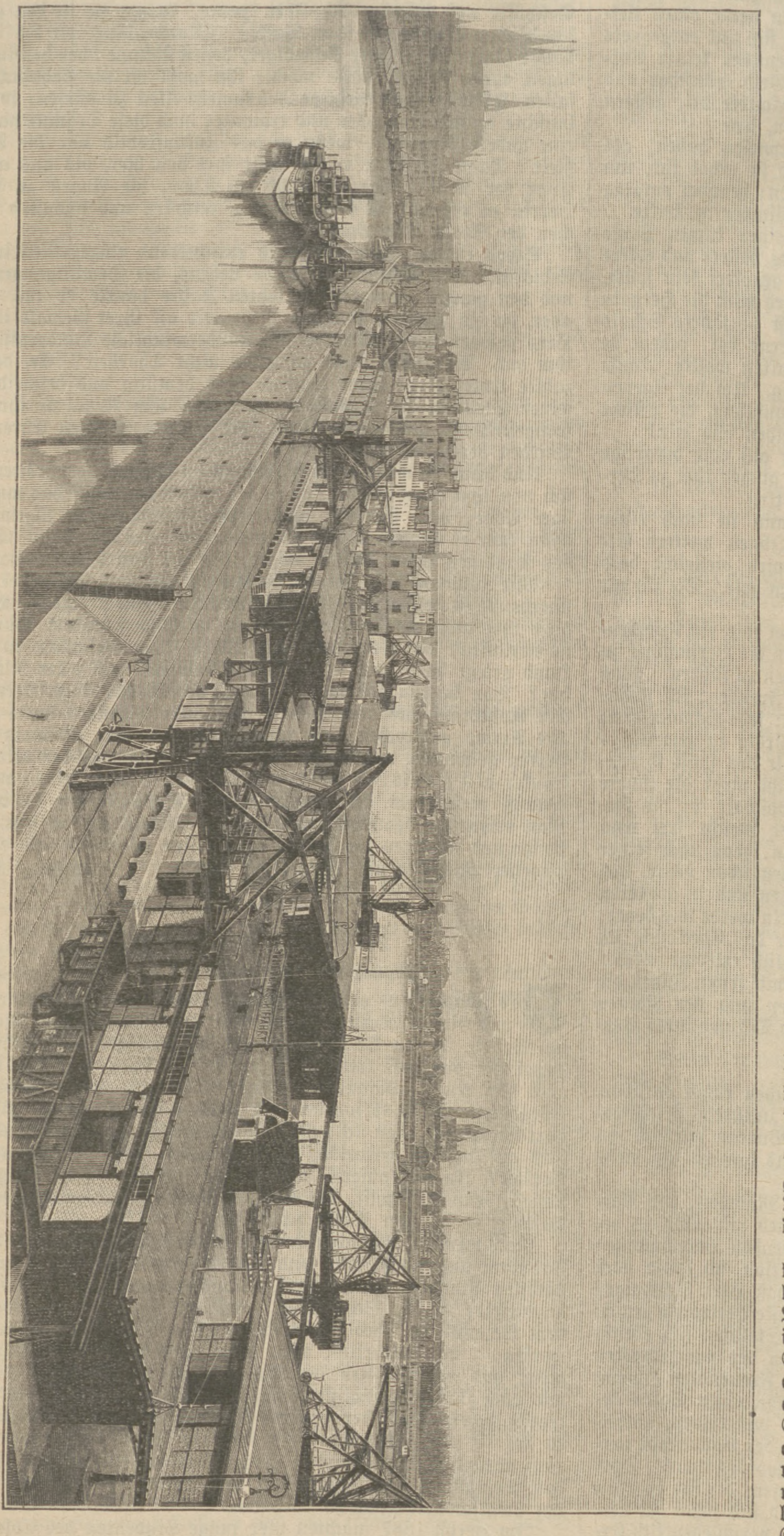
Das Appalachen- oder Alleghanygebirge ist reich an Mineralien und bietet, nächst einigem Gold im Südosten und Steinsalz im Westen, in den Steinkohlen- und Eisenschätzen die mächtigsten Hebel für die amerikanische Industrie. — Doch zuweilen schlägt auch hier ein bergmännisches Unternehmen fehl, wie dies die alte Alleghany- und Bottsfordmine in Pennsylvanien erwies. Hiervon aber überzeugte man sich erst, nachdem etliche zwanzigtausend Dollars auf dieselbe verwendet worden waren. Doch was lag an dem Verlust? In Nordamerika tröstet man sich über solche Dinge sehr schnell, denn man hofft, den Schaden durch ein gewinnbringenderes Geschäft in nächster Bälde zu ersetzen.

Nach wenigen Monaten sprach kein Mensch mehr von der Bottsfordmine und nach Jahr und Tag besannen sich kaum noch die nächsten Umwohnenden darauf. Auch erinnerte gar nichts mehr an dieselbe als ein Schachtloch, sowie ein langer Tunnel, der mit dem Schachte in Verbindung stand. Das Schachtloch aber zuzuwerfen — nun natürlich, dazu hatte man sich keine Zeit genommen, und ebenso blieb der Tunnel ganz in demselben Zustand, wie man ihn ursprünglich gemauert. Man überließ diese beiden letzten Ueberbleibsel der teueren Mine eben einfach sich selbst und es fiel — was jedermann, der schon in Nordamerika gelebt hat, ganz natürlich finden wird — keiner Behörde ein, dafür zu sorgen, daß wenigstens das Schachtloch mit Schranken umgeben werde, um mögliches Unglück zu verhüten.

Im Herbst 1887 machten vier junge Studenten des Columbiacolleges — einer Art von Universität — welche sich der Medizin widmen wollten, einen Ausflug in die Alleghanygebirge, und ihr Hauptzweck dabei war, ihre Pflanzenkunde ein wenig zu erweitern. So streiften sie auch in den Bottsfordbergen herum; nicht aber in geschlossener Gesellschaft, sondern jeder suchte sein Glück auf eigene

Faust zu machen, und wenn sie dann abends in der Taverne zum „Weißen Kreuz“, einem von Reisenden ziemlich besuchten Wirtshaus, das an einem doppelten Kreuzwege stand, sich wieder zusammenfanden, so verglichen sie ihre Botanisierfunde miteinander.

Gut! Eines Morgens schlug einer der viere, mit Namen Ludwig Hoffmann, die Richtung nach dem verlassenen Schachte ein, natürlich aber ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ein solches Loch in der Welt vorhanden sei, und wie er nun in die nächste Nähe kam, sah er einige seltene Pflanzen, nach denen ihn schon lange gelüstete. Rasch schritt er vor und seinen langen Bergstock einsetzend, stand er im nächsten Augenblick neben den Pflanzen. Er beugte sich nieder, dieselben zu pflücken, da gab ein Stein, auf dem sein rechter Fuß stand, nach und im selben Momente wich auch das Erdreich unter seinem linken. Er rutschte und rutschte, und plötzlich ging es rasend schnell mit ihm hinab, denn er war in den offenen Schacht gefallen. Wohl stemmte sich sein langer Bergstock bald links bald rechts gegen die Schachtlochseiten, und dadurch wurde sein Sturz etwas aufgehalten. Wohl überschlug sich während des Falles sein Körper mehrmals und er konnte dann beim Ueberschlagen mit den Händen an die im Schacht hervorstehenden Felsen greifen. Aber nieder gings deswegen doch mit ihm, und zwar mit reißender Geschwindigkeit, und in unglaublich kurzer Zeit schlug er unten auf. Zum Glück aber fiel er auf keinen Stein, sondern in erweichten, — erweicht ohne Zweifel durch das Wasser, das von Zeit zu Zeit von den Wänden des Schachtlochs herabtropfte — Schlammboden, und so kam er wenigstens lebendig unten an.



Köln. Binnenhafen. — Lagerhäuser. — Feste Brücke. Schiffbrücke. — Rhein. — Deutz. Neue katholische Kirche.

Die neuen Werft- und Hafenanlagen in Köln. Nach Aufnahmen von Hofphotograph Schmitz in Coblenz. (Mit Text.)

Man kann sich denken, daß ihm die Sinne schwanden, sowie er auffiel, denn die Erschütterung war eine entsetzliche. Aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit kam er wieder zum Bewußtsein, und nun suchte er sich über seine Lage klar zu werden. Zuerst befühlte er seinen Körper und versuchte es, aufzustehen. Dies gelang ihm nicht, und bald erhielt er die Gewißheit, daß er den einen Fuß doppelt gebrochen habe. Auch rieselte ihm das Blut von der Stirne herab, aber es war nur eine Hautwunde von geringer Bedeutung, und nicht minder geringen Wert legte er auf einige Quetschungen, die an einigen anderen Stellen des Körpers vorhanden waren. Im ganzen genommen hatte er also den furchtbaren Fall glücklich genug überstanden und vor allem dankte er nun Gott inbrünstig, daß ihm das Leben auf eine so wunderbare Art erhalten worden sei. Wie er sich aber nach einiger Zeit des näheren orientierte — Himmel und Erde, wie ward ihm da! Ueber sich sah er in weiter Entfernung ein kleines Fleckchen Himmel und über dieses Fleckchen schossen von Zeit zu Zeit einige Vögel hin. Einen Laut aber von oben herab vernahm er nicht, und wie er jetzt selbst seine Stimme zu mächtigem Rufen erhob, konnte er nichts vernehmen, als diese seine eigene Stimme. Gewiß also, er lebte und war nicht einmal lebensgefährlich verwundet; aber mußte nicht das Loch, in das er gefallen, sein lebendiges Grab werden? Mußte er nicht hier unten elend verschmachten, wenn ihm nicht von oben herab Hilfe wurde? — Wer aber sollte ihm diese Hilfe bringen? Seine Freunde? Wie konnten sie denn ahnen, daß er in diesem Loche steckte! Oder etwa ein zufällig Vorübergehender? Er hatte weit und breit keine Seele gesehen, so lange er in den Bottsfordbergen botanisieren gegangen war. Seine Lage war entsetzlich! Verzweiflung ergriff ihn und die Sinne schwanden ihm von neuem.

Nach längerer Zeit abermals zu sich gekommen, dachte er von neuem nach. Um ihn her herrschte fast dunkle Finsternis, denn das Licht, das er oben schimmern sah, drang nicht in diese Tiefe herab. Da fiel ihm ein, daß er Streichhölzchen besitze, und sofort entzündete er von diesen mehrere hintereinander. Jetzt erkannte er das Loch als einen regelrechten Schacht; zugleich entdeckte er den Tunnel, der ausgemauert war. Wohin führte dieser Tunnel? Natürlich ins Freie. Das konnte gar nicht anders sein, obwohl er von demselben bei seiner schlechten Beleuchtung nur ein kurzes Stück zu unterscheiden vermochte. Er versuchte es also, in den Tunnel hineinzukriechen. Gewiß, auf allen Vieren versuchte er es, vorwärts zu kriechen und achtete dabei der unsäglichen Schmerzen, die er empfand, nicht. Aber der doppelt gebrochene Fuß machte es ihm unmöglich, und stöhnend mußte er wieder liegen bleiben. So kam die Nacht heran und er lag nun in der dicksten Finsternis begraben. Er lauschte auf jedes Geräusch,

aber er konnte nichts vernehmen, als manchmal ein leises Gerassel, das wohl von einer Schlange oder einem ähnlichen Tiere herrühren mochte. Nichts also störte seine entsetzliche Einsamkeit, und langsam, langsam, wie mit Schneckengang, schwanden die Stunden, so daß er das Wiedererscheinen des Sonnenlichtes oben kaum erwarten konnte. Endlich war er wieder da, der Tag, und er atmete tief auf.

Er fühlte furchtbaren Durst und fing mit der hohlen Hand die abzuwenden. Noch drei verschiedene Male des Tages erneuerte er den Versuch des Vorwärtskriechens; doch immer vergeblich. Noch mehr als ein dutzendmal erhob er seine Stimme zu Hilferufen; doch so aufmerksam er auch lauschte, kein Gegenlaut drang zu ihm herab. So schwand auch dieser Tag dahin und wieder kam die Nacht, die entsetzlich lange Nacht, während der er das letztemal kein Auge geschlossen. Sein Zustand war ein gräßlicher. Seit zwei



Ihre Pfleglinge. Nach dem Gemälde von Adolf Eberle. Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München. (Mit Text)

Tropfen auf, die von den Wänden herabsickerten. Auch fand sich in einer seiner Taschen noch ein Stückchen Brot, und er verzehrte es mit Heißhunger. Dann aber fing er wieder an, nachzudenken, wie er sich Hilfe verschaffen könnte; allein so sehr er auch sein Gehirn abmarterte, er fand keinen Ausweg. Er war ein mutiger Bursche und hatte schon mancher Gefahr getrotzt, aber jetzt — jetzt — es überkam ihn wie das Schauern des Todes, denn die Notwendigkeit des langsamen Verschmachtens war unmöglich Tagen hatte er nichts getrunken und gegessen, einen Bissen Brot und einige Tropfen Wasser ausgenommen. Seit zwei Tagen lag er mit seinem gebrochenen Bein in den größten Schmerzen da, ohne daß er dagegen irgend etwas hätte thun können. Seit zwei Tagen sah er dem Tode des Verschmachtens entgegen und kam ihm mit jeder Minute näher.

Doch der Himmel hatte Mitleid mit ihm, und kaum sah er die Sterne über dem Schachtloch oben blinken, so verfiel er aus Er-

mattung in einen tiefen Schlaf. Aber nicht todähnlich war der Schlaf, sondern der Gott des Traumes umgaukelte ihn und immer wieder kehrte dieselbe Vision zurück. Die Vision nämlich von dem „wollenen Strumpf", von dem ihm seine Mutter in seinen Kinderjahren mehr als einmal erzählt hatte. Damals war in dem Städtchen, das seine Eltern bewohnten, das erste hohe Dampfkamin zu einer Fabrik erbaut worden, und wie die Maurer das Kamin fertig gebracht hatten, stieg an dem mächtig hohen Gerüste ein Schlosser hinauf, um es mit einem eisernen Kreuze zu versehen. Frisch und munter arbeitete der Schlosser, da kam ein entsetzlicher Sturmwind und riß mit einem einzigen gewaltigen Ruck das ganze Gerüst nieder. Oben auf der Spitze des Kamins aber, auf dem eisernen Kreuze hing der Schlosser, gänzlich abgeschnitten von der Unterwelt. Er hielt sich fest, bis der ärgste Sturm ausgetobt hatte; wie nun aber wieder herunterkommen?

Viele Leute sammelten sich am Fuße des Kamins; sie wußten jedoch keinen Rat, außer, daß man ein neues Gerüst erbaue, und dies erforderte jedenfalls lange Zeit, vielleicht sogar mehrere Tage. Sollte man nun den Schlosser über Nacht oben lassen, damit er vielleicht einschlafe und dann im Schlafe herabfalle und Arm und Beine mit samt dem Genick breche?

Da kam dem jungen Mann in seiner schwindelnden Höhe oben ein Gedanke. Er zog seine Schuhe aus und warf sie hinab. Dann entledigte er sich seiner Strümpfe und fing an, den einen derselben aufzuziehen. Masche für Masche löste er los, und der Faden des zum Strumpfe verwandten Garns wurde länger und länger; an das Ende desselben aber knüpfte er eine kleine, eiserne Schraube, deren er mehrere bei sich trug, damit das lange Garn stramm hinabhing. Die Untenstehenden begriffen sogleich, was er bezweckte. Eine dünne, nicht allzuschwere, obwohl feste Schnur wurde sofort von ihnen an Stelle der eisernen Schraube befestigt, und diese Schnur zog er zu sich hinauf. Sowie er aber erst dieselbe festhielt, banden die Leute unten ein dickes Seil an die Schnur, und nach Verlauf von ein paar Stunden war er im Besitze des einen Ende des Seiles. Dieses Ende schlang er dann mehrmals rund um die Spitze des Kamins herum und rutschte hierauf getrost an dem Seil in die Tiefe hinab, woselbst er auch noch vor Dunkelwerden heil und gesund ankam. So wurde damals der Schlossergeselle gerettet, und diese Geschichte kam unserem armen Verunglückten die ganze Nacht nicht aus dem Sinn.

Mit dem ersten Sonnenstrahl erwachte er, und noch stand der Traum lebhaft vor seiner Seele. Allein, wie er dann wieder seine Lage überdachte, überkam ihn die alte Verzweiflung. Ja, wenn er statt tief unter der Erdoberfläche ebensohoch über derselben auf einem Felsenriff gestanden wäre, dann konnte er es möglicherweise dem Schlosser nachmachen; so aber — nein, für ihn gab es keine Rettung, und er mußte notwendig elend verschmachten.

Plötzlich, während er verzweiflungsvoll durch das Schachtloch zum Himmel emporblickte, sah er ein Dutzend Schwalben über dem Loche hin und her fliegen; hoch oben über den Schwalben aber kreiste ein Falke oder auch ein anderer Stoßvogel. Jetzt stürzte sich derselbe in die Tiefe, um eine der Schwalben als Beute zu erhaschen. Wie im Sturmwind flogen die kleinen Tierchen auseinander; eines derselben aber, wohl das jüngste und schwächste, wußte sich nicht anders zu helfen, als sich in das Schachtloch hinabfallen zu lassen. Das Vögelchen fiel mit großer Schnelligkeit, aber mit halb ausgespannten Flügeln, so daß es ungefährdet den Boden erreichte und sich auch nicht im geringsten verletzte. Dagegen kauerte es sich, zum Tode geängstigt, hart neben unserem Verunglückten nieder und machte im ersten Augenblick gar keinen Versuch, mit Hilfe seiner Flügel wieder ans Tageslicht emporzusteigen.

Da — wie ein Blitz durchfuhr Ludwigs Hirn ein Gedanke, und in der nächsten Sekunde hatte er seinen Hut über die Schwalbe gedeckt, so daß sie unter demselben wie in einem Gefängnis festgehalten wurde. Dann zog er einen Bleistift hervor und schrieb auf einem schmalen Streifen dünnen Papiers, das er seiner Brieftasche entnahm, die Worte: „Ich bin in den Schacht eines alten Bergwerks hinabgestürzt und bitte, mich vom sicheren Tode des Verschmachtens zu erretten. Ludwig Hoffmann."

Nachdem er diese Zeilen mit Hilfe seiner Zündhölzchen zustande gebracht, zog er einen seiner Strümpfe aus und löste die Maschen desselben, bis er ein mäßig langes Garn hatte; das Brieschen aber, eng zusammengefaltet, befestigte er an das eine Ende des Fadens. Dann holte er mit zarter Hand die arme Schwalbe unter dem Hute hervor und band das andere Ende des Garnes an die hinteren Schwanzfedern des Tierchens. Schließlich gab er letzterem die Freiheit, und nach wenigen Minuten erhob sich dasselbe, um langsam zum Lichte emporzusteigen.

Jawohl, die Schwalbe flog empor und der Faden mit dem Brieschen flog mit ihr in die Luft hinauf, dorthin, wo Menschen lebten und wohnten, denn die Schwalben siedeln sich nur in der Nähe von menschlichen Wohnungen an. Aber die Hoffnung, daß das Brieschen in Menschenhände falle, war deswegen doch nur eine sehr geringe, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß Ludwig Hoffmann in seiner unterirdischen Einöde auch nur einen Laut zu hören bekam.

Sehen wir uns nun nach seinen drei Freunden um. Dieselben hatten sich an dem Tage, an welchem Hoffmann verunglückt war, abends wie gewöhnlich nach dem „Weißen Kreuze" zurückgefunden und waren nicht wenig erstaunt, als sich ihr vierter Kompagnon nicht ebenfalls einstellte. Sie machten sich aber deshalb keine großen Sorgen, sondern dachten, seine botanische Liebhaberei werde ihn ziemlich weit abwegs geführt haben, und er sei dann irgend wo in einem anderen Wirtshaus eingekehrt. Auch den anderen Morgen noch blieben sie ziemlich unbekümmert, als sie nichts von ihm erfuhren, und jeder ging wieder seinen eigenen Weg. Ganz anders wurde dies, als auch am zweiten Abend kein Ludwig Hoffmann erschien, und sie erkundigten sich nun nach allen Seiten hin, ob niemand von ihm etwas gesehen oder gehört.

Kein Mensch aber konnte ihnen auch nur die geringste Auskunft geben, und wie es die Nacht zehn Uhr wurde und der Erwartete immer noch ausblieb, da zweifelten sie nicht mehr daran, daß ihm, wenn nicht ein Unglück, doch jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches zugestoßen sei. Sie nahmen sich also vor, den andern Morgen in aller Frühe auf die Suche auszuziehen und auch noch einige Männer mitzunehmen, die mit der Umgegend vertraut seien. So geschah es denn, und mit dem ersten Sonnenstrahl machten sie sich auf den Weg. Das erforschten sie nun mit leichter Mühe, in welcher Richtung sich ihr Freund vor drei Tagen vom „Weißen Kreuz" entfernt habe, aber etwas weiteres war nicht herauszubringen, und sie mußten sich also auf ihr gutes Glück verlassen. Lange, lange streiften sie in den Bottsfordbergen herum, aber sie fanden auch nicht die geringste Spur, und endlich ließen sie sich unter einem mächtigen Ahornbaume nieder, um sich mit Speise und Trank zu neuen Nachforschungen zu stärken. Ihre Hoffnung aber, den verlorenen Freund zu finden, war bereits sehr stark gesunken, und aus ihren Worten und Mienen konnte man die tiefste Besorgnis herauslesen.

„Was ist das, Plön, dort, hart neben Dir?" fragte plötzlich einer von ihnen.

„Wo?" erwiederte dieser. „Ich sehe nichts."

„Rechts von Dir," versetzte der erste. „Keine drei Schritte entfernt. Es ist ein Garn, ein Faden oder etwas dergleichen, und zieht sich den langen Weg über das Buschwerk hin!"

Plön drehte sich um und faßte sofort nach dem Garn oder Faden. Sowie er es aber in die Hand bekam und daran zog, flog ein Vögelchen auf und zerrte es ihm beim Auffliegen aus der Hand. Von neuem haschte er also nach dem Garn und nun ließ sich das Vögelchen auf dem Buschwerk nieder.

„Es ist eine Schwalbe," sagte nun Sam Lowthon, der dritte der Studenten, „und irgend ein Schlingel von einem jungen Buben hat dieselbe an den Faden gebunden. Dem Bürschlein gehörte, daß man ihm das Fell durchgerbte."

Sofort stand der erste, Tom Woolsten, auf und schnitt den Faden hart an dem Vögelchen durch. — Sowie aber die kleine Schwalbe merkte, daß sie nicht mehr von dem Garn, das sie bisher nachschleppen mußte, gehemmt sei, schwang sie sich hoch in die Lüfte und freute sich ihrer wiedergewonnenen Freiheit. —

„Holla, was ist das?" rief in diesem Augenblicke Plön, der ebenfalls auf die Füße gesprungen war und nach dem Faden gegriffen hatte. „Hier ist etwas, das wie ein Zettel aussieht, an das untere Ende des Garns gebunden."

Im Augenblick hatte er den Zettel in der Hand und las laut: „Ich bin in den Schacht eines alten Bergwerks hinabgestürzt und bitte, mich vom sicheren Tode des Verschmachtens zu erretten. Ludwig Hoffmann."

Was nun folgte, ist mit wenigen Worten erzählt. Die drei Freunde holten im „Weißen Kreuz" Lebensmittel und eine Tragbahre nebst verschiedenen Laternen. Sie erfuhren dort, das „alte Bergwerk" könne nur die verlassene Bottsfordmine sein.

Schleunigst machten sie sich, unterstützt von einem ganzen Dutzend anderer Männer und geführt von dem ortskundigsten derselben, nach dem Tunnel auf, der mit dem tiefen Schachte in Verbindung stand, und nach weniger als drei Stunden, obwohl erst in der zweiten Hälfte des Nachmittags, fanden sie ihren verunglückten Freund. Er lebte und er konnte ihnen, nachdem sie ihn mit Wein erquickt, sogar Rede und Antwort geben.

Dann brachte man ihn auf der Bahre nach dem „Weißen Kreuz" und dort erhielt er sofort die nötige ärztliche Behandlung.

Nach fünf Wochen aber war er wieder vollkommen geheilt, und nun sorgte er mit seinen drei Freunden dafür, daß eine feste Schranke um das tiefe Schachtloch der Bottsfordmine herumgezogen wurde.

Wie läßt sich das Fallobst verwerten?

Ein großer Teil unserer Kernobsternte geht durch die sogenannte Obstmade, die Raupe des Apfelwicklers (Carpocapsa pomonana) verloren, indem das befruchtete Weibchen seine Eier einzeln an die unreifen Birnen und Aepfel legt, aus denen nach acht bis zehn Tagen die jungen Räupchen, die in der Jugend weiß, später fleischfarben oder gelbrötlich aussehen, ausschlüpfen und die verschiedenen Stellen der Früchte durchbohren, um das Kernhaus aufzusuchen und sich dort von den Kernen zu ernähren. In der Regel fällt nun die von dieser Made bewohnte Frucht frühreif vom Baume. Läßt man diese unbeachtet liegen, so verläßt die Made die Frucht und geht an ein geschütztes Plätzchen zur Verpuppung, am liebsten hinter Rindenschuppen, an schadhafte Stellen des Stammes, oder in die Erde, um im nächsten Jahre ihr Vernichtungswerk von neuem zu beginnen. Das sicherste Mittel, ihre Zahl zu beschränken, wird deshalb das sorgfältige Auflesen des wurmstichigen Obstes sein, welches im ersten Stadium seiner Reife verfüttert werden muß. Sind die Früchte aber in der Reife weiter vorgeschritten, so kann man ein Gelée daraus bereiten. Das Verfahren ist folgendes: Aepfel, beziehungsweise Birnen werden in zwei bis drei Stücke zerschnitten, aber nicht geschält, alles Faule und Wurmstichige wird sorgfältig ausgeschnitten, das Uebrigbleibende gut gewaschen und mit reichlichem kalten Wasser zum Kochen angesetzt. Das Kochen wird fortgesetzt, bis das Obst musweich ist, was in ca. zwei Stunden geschehen sein wird. Die Masse wird nun zwei bis drei Tage, je nach der Temperatur, stehen gelassen, damit sie sich verdicke, darauf in ein reines Linnen (Sack) geschlagen und auf vier kreuzweise gelegte Holzstäbchen über ein irdenes Gefäß gesetzt, damit der Saft von selbst abläuft; jedoch wird man immer noch durch stärkeren Druck nachhelfen müssen. Der gewonnene Saft wird durch wiederholtes und länger fortgesetztes Kochen zur Verdickung gebracht, und zwar derart, daß erst nicht zu viel angesetzt und dann nach und nach zugefüllt wird. Auch für die Obstessigbereitung ist das Fallobst gut zu verwenden, wenn man die Früchte zerstampft oder mit dem Reibeisen zerreibt, dann zwei bis drei Tage unter öfterem Umrühren zugedeckt stehen läßt und durch Auspressen den Saft von dem Mark trennt, also in gleicher Weise wie bei der Obstweinbereitung verfährt. Den so gewonnenen Obstmost füllt man in Steinkrüge oder Glasflaschen, welche man anfangs nur mit einem Läppchen überdeckt, um das Hineinfallen von Staub &c. zu hindern, und in welche man eine tüchtige Krume von Schwarzbrot (Roggenbrot) legt, das man zuvor mit starkem Essig getränkt hat. Dieses muß das Essigferment bilden, also den Stoff geben, welcher den im Most enthaltenen Weingeist in Essig umbilden soll. Man läßt das Ganze ruhig einige Wochen in einer Temperatur von 29 bis 32 Grad Reaumur, also vielleicht auf dem Küchenofen oder in dessen Nähe stehen und filtriert dann den Essig durch ein leinenes Tuch oder durch Fließpapier, zieht ihn auf Flaschen und verkorkt diese gut. Ist der so gewonnene Essig nicht stark, das heißt sauer genug für den Zweck, zu welchem man ihn verwenden will, zum Beispiel zum Einmachen von Früchten, von Gurken, Zwiebeln, Bohnen und dergleichen, so braucht man ihm nur gestoßenen Zucker in den Flaschen zuzusetzen, wodurch man ihm jede beliebige Stärke geben kann. (Der Geflügelfreund.)

Heißer glühe, Sonnenstrahl. —

Heißer glühe, Sonnenstrahl, —
Daß die Welt nicht darben müsse;
Wein am Berg und Korn im Thal
Harren deiner Glutenküsse.

Heißer, heißer, Sommerluft,
Laß die goldnen Wellen fließen,
Laß der Rosen Füll' und Duft
Purpur auf die Fluren gießen.

Heißer, heißer, Mittagsglut,
Wälz' heran die glühen Funken,
Bis der alten Erde Blut
Wieder Lebenskraft getrunken.

Heißer sprühe, Feuerball!
Denn die Herzen sind erfroren;
Kalt ist's, kalt ist's überall
Und die Liebe ging verloren,

Treu und Glaube sind erstarrt,
Eingeeist ist das Vertrauen,
Frierend steht die Welt und harrt
Hoher Glut, um aufzutauen.

Komm', o komme, süßer Gast,
Liebe weck' mit deinen Küssen!
Haben allzulange fast
Deiner schon entbehren müssen.

Pauline Schanz.



William Ewart Gladstone. Der von seinen Landsleuten hochgefeierte britische Staatsmann, der am 19. Mai dahinschied, war am 29. Dezember 1809 als Sohn eines Großkaufmanns in Liverpool geboren. Auf dem Gymnasium in Eton vorgebildet, besuchte er die Universität Oxford und wurde schon mit dreiundzwanzig Jahren von der Stadt Newark in das Unterhaus gewählt, wo er bald ein thätiges Mitglied der konservativen Partei wurde. Wiederholt gehörte er nun konservativen Ministerien an, wurde jedoch, da er Reformen in Staat und Kirche anstrebte, von den Hochtories mit Mißtrauen betrachtet, und als 1852 Lord Derby an die Spitze des Kabinetts trat, dessen eigentliche Seele Disraeli war, trug Gladstone nicht wenig zum Sturze dieses Ministeriums bei. Unter dem Kabinett Aberdeen übernahm er das Amt des Schatzkanzlers (Finanzministers) und legte gleich mit seinem ersten Budgetentwurf, 1853, hohe Ehre ein. Freilich hatte das Ministerium Aberdeen nur kurzen Bestand, aber seine weitere politische Laufbahn hob Gladstone doch zu immer höherem Einflusse. Als die Jonischen Inseln, die seit 1815 unter englischem Protektorat gestanden hatten, immer dringender die Vereinigung mit Griechenland forderten, wurde er 1858 als „High-Commissioner" dorthin geschickt. Er befürwortete warm die Erfüllung des nationalen Wunsches, die alsdann auch erfolgte. — Im Jahre 1868 stürzte Gladstone das konservative Ministerium Derby-Disraeli durch seinen Antrag auf Trennung von Staat und Kirche in Irland, dem die Regierung widersprach. In der Minderheit geblieben, löste sie das Parlament auf, aber die Wahlen brachten eine starke liberale Majorität. Gladstone trat nun an die Spitze der Regierung und begann sofort, seinen Vorschlag durchzuführen, bereitete auch gleichzeitig die ersten Reformgesetze zu Gunsten der irischen Pächter vor. In demselben Jahre brachte er das erste englische Schulgesetz ein und setzte zwei Jahre später die geheime Abstimmung bei Parlamentswahlen durch, nachdem die Beeinflussung der Wahlen durch die Landlords zum öffentlichen Skandal geworden war. In der auswärtigen Politik hat er eine für England nicht eben glückliche Hand gehabt. Im Frühjahr 1894 zog sich der greise Staatsmann, von einem Augenleiden befallen, vom öffentlichen Leben zurück. Außer einer Reihe politischer Aufsätze hinterläßt er wertvolle Schriften über Erscheinungen des klassischen Altertums.

Die neuen Hafen- und Werftanlagen in Köln. Zu einer Zeit, wo selbst die preußischen Staatsbahnen, deren neueste Organisation nach der letzten Thronrede sich bewährt hat, an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angekommen sind, kann man es nur freudig begrüßen, wenn den natürlichen Verkehrsstraßen, unsern großen Strömen, vor allem dem Rhein, die allgemeine Aufmerksamkeit sich zuwendet. Seit der Rhein nach Aufhebung der Zölle in Holland (am 1. Juli 1869) den Schiffen aller Nationen offen steht, ist die Rheinflotte bis Ende 1896 auf 844 Dampfer und 7645 Kähne mit einer Tragfähigkeit von rund zwei Millionen Tonnen gestiegen, eine Tragfähigkeit, die nahezu so hoch ist wie diejenige der 238,000 Güterwagen der preußischen Bahnen. Noch 1882 betrug der Hafenverkehr in Köln nur eine Viertelmillion Tonnen, 1897/98 dagegen bereits eine ganze Million. Wer die Rheinstädte vor zwanzig Jahren kannte, wird wissen, daß viele so gut wie gar keine, andre nur sehr ungenügende Einrichtungen für den Schiffsverkehr hatten. Mannheim-Ludwigshafen, dieser Stapelplatz Süddeutschlands, gab zuerst seinen Hafen- und Werftanlagen die nötige Ausdehnung; dann folgten, um nur die größeren Städte zu nennen, Mainz, Düsseldorf, Duisburg-Ruhrort u. s. w., alle in dem Bestreben, möglichst viel von dem steigenden Verkehr an sich zu ziehen. Köln, die Metropole der Rheinlande, war dabei ins Hintertreffen geraten. Allerdings war 1881 die alte Stadtbefestigung für 12 Millionen Mark in seinen Besitz gelangt, aber nur an der Landseite; die Kehlmauer am Rhein verblieb dem Reiche, um die „Sturmfreiheit" aufrecht zu erhalten, und schloß die Stadt nahezu vollständig vom Rheine ab. Jahrelanger Verhandlungen bedurfte es, ehe das Reich sich herbeiließ, gegen eine Barabfindung von rund einer Million Mark und die Errichtung einer neuen „sturmfreien" Befestigung, die den Verkehr nicht hindert, auf Kosten der Stadt für eine weitere Million Mark die fortifikatorisch vollständig wertlose Kehlmauer der Stadt abzutreten. Erst am 3. Juli 1891 konnte die Stadtverordnetenversammlung den Gesamtplan der neuen Hafen- und Werftanlagen genehmigen. Die Stadterweiterung hatte Köln, gewissermaßen als Rückgrat der Neustadt, die halbkreisförmige, von Rhein zu Rhein reichende, 5930 Meter lange Ringstraße gebracht, eine größere Eingemeindung vom 20. Februar 1888 das linke Rheinufer im Süden bis zur Marienburg, im Norden bis Riehl zugeteilt; Bahn-, Land- und Flußverkehr verlangten jetzt eine durchgehende Rheinuferstraße nebst Promenade von der Marienburg mindestens bis zur Frohngasse (am zoologischen Garten) im Norden — 6500 Meter — mit späterer Fortsetzung bis zur Mülheimer Schiffbrücke — 1600 Meter — und östlich derselben, unmittelbar am Rhein, alle für den heutigen Schiffsverkehr notwendigen Einrichtungen. Dazu gehörten lange, mit senkrechten Mauern versehene, hochwasserfreie Staden, die reichlich mit Krahnen und Schienengeleisen für den direkten Umschlag zwischen Bahn und Schiff ausgestattet sind, ausgedehnte Schuppen und Lagerhäuser mit großen Kellern, Aufzügen u. s. w., Verlegung des alten Zollhafens, niedrige, noch gegen Mittelwasser geschützte Werfte mit schrägen Böschungen für Massengüter, Bahnverbindung aller hochgelegenen Werfte mit der Staatsbahn, sowie bequeme Verbindung der neuen Uferstraße mit allen Straßen der Stadt und der Vororte. Heute, nach kaum sieben Jahren, ist der Riesenplan nahezu durchgeführt, so praktisch und nebenbei so künstlerisch, wie wenige es erwartet haben. Die Rheinseite Kölns wird durch die Schiffbrücke halbiert; der Schwerpunkt der neuen Anlagen liegt südlich derselben. Die Stadenzunge, 840 Meter lang und 75 Meter breit, die den 3,7 Hektar (nahezu 24 Morgen) großen Sicherheitshafen vom Rheine trennt, und die südlich daran stoßende Uferstrecke bis zum Vororte Bayenthal liegen auf ehemaligem Rheinboden, da hier die Uferkante 45 bis 105 Meter nach Osten in den Strom vorgerückt ist, während das gegenüberliegende Deutzer Ufer entsprechend abgegraben wurde, um das Mittel- und Hochwasserprofil nicht zu beeinträchtigen. Der Hafen und nahezu das ganze Stadtufer innerhalb der neuen Umwallung, mit Ausschluß eines Stückes von 1100 Metern am Nordende, sind auf 6500 Meter Länge mit senkrechten Werftmauern versehen, deren Oberkante mindestens auf + 8,2 Meter über dem Nullpunkte des Kölner Pegels (35,84 Meter über dem von Amsterdam) liegt und nach den bisherigen Erfahrungen höchstens alle 15 bis 20 Jahre einmal vom Hochwasser überflutet wird. — Die Hafenbahn, vom Südbahnhof am Fuße des Glacis entlang bis zum Verschubbahnhofe am Agrippinawerft für zwei Millionen Mark vom Staate gebaut, bestreicht, je nach dem vorhandenen Raum ein- bis dreigleisig, dicht am Wasser liegend, alle senkrechten Werfte. Die Zollhallen und Lagerhäuser auf der Stadenzunge, sowohl an der Hafen- wie an der Rheinseite, dem Hansawerfte, liegen so, daß mittels der großen, in 5 Meter

Höhe über zwei, beziehungsweise drei Geleise reichenden 24 Portalkrane von je 1800 Kilogramm Tragkraft ein direkter Umschlag zwischen Schiff, Bahn, Schuppen und Fuhrwerk möglich ist. Die Hafenbauten, im Süden durch den aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammenden Bayenturm, im Norden durch den von Preußen um die Mitte dieses Jahrhunderts errichteten Malakoffturm architektonisch abgeschlossen, beginnen am Rheinufer im Norden mit dem fiskalischen Zollhofe, dessen Hauptsteueramt an der Spitze der Halbinsel zwischen Rhein- und Hafeneinfahrt die malerischen Formen der Frührenaissance zeigt. An der Hafenseite der Stadenzunge liegen sieben von der Stadt errichtete, an Spediteure vermietete Schuppen für den Inlandsverkehr, während an der Kopfseite des Hafens das für Verwaltungszwecke in romanischem Stile erbaute städtische Hafenamt mit mächtigem Uhrturme die ganzen Anlagen beherrscht. Hinter ihm liegt ein Schuppen für drei städtische Lokomotiven, die den Rangierdienst im Hafengebiet besorgen, und neben ihm das Krafthaus, in dem vier Elektromotoren mit je 70 Pferdekräften aufgestellt sind. Die Elektricität wird nicht unmittelbar als Arbeitskraft benutzt, sondern zur Erzeugung von Preßwasser, das, zum Beispiel im Malakoffturm unter 52 Atmosphären Druck stehend, die 440 Tonnen schwere Drehbrücke über den Hafeneingang in einer Minute ganz geräuschlos um 15 Millimeter hebt und um 80 Grad dreht. Alle Kranen, mit Ausnahme des feststehenden Herkules für 30 Tonnen ganz am Südende der Anlagen, werden durch das Preßwasser verschoben und in Thätigkeit gesetzt, ebenso die Aufzüge u. s. w. Dabei wird jedesmal nur so viel Kraft verbraucht, als zur Bewältigung des Widerstandes gerade nötig ist. — Der Personenverkehr, dem die 16 großen Dampfer der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft, 8 Niederländer sowie verschiedene Lokallinien dienen, und der jährlich an 3 Millionen Personen umfaßt, wickelt sich auf der Strecke vom Hafenmunde bis zur festen Brücke an den dort befindlichen Landebrücken ab. Wer die jetzt in vollem Betriebe befindlichen Anlagen durchwandert, wird den Eindruck gewinnen, daß hier ein Werk geschaffen ist, dem sich in Kölns Vorgeschichte nur die Gründung und Anlage der Stadt im Jahre 50 nach Christi Geburt durch die Römer, die Erbauung der mittelalterlichen Stadtbefestigung um 1200, die Grundsteinlegung des Domes 1248 und die Stadterweiterung seit 1881 annähernd vergleichen können. Der Schöpfer der letzteren, der Geheime Baurat J. Stübben, ist auch der Vater des Gesamtplanes, den sein erster Mitarbeiter, der Bau-Inspektor Bauer, in so genialer Weise bis ins kleinste durcharbeitete und ausführte.

Ihre Pfleglinge. Adolf Eberle, der unermüdliche Schilderer des Lebens und Treibens in oberbayerischen Bauern- und Försterhäusern, führt uns diesmal in den Viehstall eines reichen, bäuerlichen Anwesens im Gebirge. Belebt wird die Scenerie durch die Gestalt der frischen Magd, deren Aufmerksamkeit zwischen den Kühen und den — trefflich gezeichneten — Hunden geteilt ist.

Vexierbild.



Wo ist mein Kutscher?

Allerlei.

Allerdings. „Haben Sie gehört, der Rat Müller wird sich mit seiner erfolgten Pensionierung verheiraten." — „So will der Unglücksmensch also niemals in den Ruhestand treten?"

Auch. Tante: „Was machst Du denn für ein mürrisches Gesicht, Märchen, Du bist doch nicht etwa — zeig' einmal Deine Zensur her." — Maxl: „Ach, liebe Tante, sei mir nicht bös; auch ich bin sitzen geblieben!"

Ein Urteil über preußische Truppen vor nahezu zweihundert Jahren. Die Schwägerin Ludwig XIV., die geistreiche Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans — sie wurde im vertrauten Kreise ihrer deutschen Anverwandten stets „Liselotte" genannt — eine Enkelin des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, des sog. „Winterkönigs", schreibt über die preußischen Truppen folgendes: „Man lobt hier unerhört die brandenburgischen Truppen; man sagt, sie hätten mehr Ordnung und Kaltblütigkeit in der Bataille (bei Höchstädt 13. August 1704) gehalten, als alle anderen Truppen und gar tapfer gefochten. Man redet seit acht Tagen mehr von Schlachten und Kriegen als je; was zu Höchstädt vorgegangen ist, ist der Mühe wohl wert, daß man in Deutschland das Te Deum darüber singt. Man meint hier nicht, daß der Frieden so bald darauf folgen wird, unser König hat noch eine große Armee. Man beheuchelt diese Bataille in nichts, und man gesteht platt heraus, daß sie verloren ist und Tallard geschlagen worden, weil die Reiterei ihre Schuldigkeit nicht gethan. Der Fürst von Anhalt, so die Brandenburgischen kommandiert, ist es der, so die Apothekers-Tochter geheiratet hat?" Derselbe war es freilich, der „alte Dessauer". — Ueber Prinz Eugen, der von Ludwig XIV. verschmäht, später dessen gefährlichster Gegner wurde und die Oesterreicher zu unerwarteten Siegen geleitete, urteilt die „Liselotte" recht scharf: „Prinz Eugen", so schreibt sie, „sollte betrachten, daß, wie er was vom König begehrt hat, er dessen wohl unwürdig war, denn er war nur ein debauchierter, kleiner, schmutziger Bub, so gar keine gute Hoffnung von sich gab. Sehe wohl, wie Eure Liebden nicht wissen, wie die Fürsten von souveränen Häusern hier sind; man spürt nichts fürstliches an ihnen, sie sind alle wie Knechte und Domestiken vom König." — Die arme Liselotte, die in Frankreich nur trübe und unglückliche Zeiten verlebte, starb am 8. Dezember 1722. St.

Gemeinnütziges

Alte, bereits gebrauchte Blumentöpfe müssen vor der Wiederbenutzung gereinigt werden; man legt dieselben einige Zeit in heißes Wasser und reinigt sie dann mit einer scharfen Bürste. Dadurch werden die Poren in den Topfwandungen geöffnet, so daß die Luft hindurchdringen und Wasser verdunsten kann.

Mittel gegen Hämorrhoidalleiden. Die Behandlung dieser Krankheit, welche in einer Blutstauung des Unterleibes gipfelt, hat die Aufgabe, die Unregelmäßigkeiten wieder auszugleichen. Dies geschieht durch fleißige Bewegung im Freien, namentlich nach dem Essen. Oertlich durch Massage des Leibes, also Kneten und Reiben desselben, Anregung der Hautthätigkeit durch lauwarme Sitzbäder mit kalten Zugüssen, Wellenschlag gegen den After. Sorge für leichte Oeffnung durch kalten Aufguß von Sennesblättern (ein Eßlöffel wird mit einem Viertelliter kaltem Wasser Abends übergossen, Morgens abgeseiht und mit Zucker versetzt, kühl getrunken.)

Um Tauben die nötigen Kalkstoffe, die sie nicht nur zur Schalenbildung, sondern auch zum Aufbau des eigenen wie des Knochengerüstes ihrer Jungen, sowie zur Federbildung bedürfen, zuzuführen, stelle man den Tieren in einer flachen irdenen Schüssel eine Hand voll frisch zerkleinerter Schalen von ungekochten Hühnereiern vor und man wird mit Genugthuung wahrnehmen, wie sie sich mit wahrem Heißhunger darüber hermachen. Man schlägt die trockenen Eierschalen in ein grobes Handtuch ein und bearbeitet sie mit einem Hammer oder dergl. so lange, bis sie genügend zerkleinert sind. Dann giebt man zu einer Hand voll eine gute Prise feines Kochsalz und vermengt dieses, indem man beide Teile zwischen den flach gehaltenen Händen gründlich verreibt.

Wein aus schwarzen Johannisbeeren. Man zerdrückt die völlig reifen schwarzen Johannisbeeren und läßt den Saft zwei bis drei Tage an einem kühlen Orte stehen und etwas aufnehmen, bringt dann einen Schoppen Saft, einen Schoppen Wasser und ein halbes Pfund Zucker dazu, füllt das Ganze in ein Gefäß, dessen Oeffnung mit Leinwand zugebunden wird, und stellt dasselbe drei bis vier Wochen in den Keller, um dort langsam die stürmische Gährung durchzumachen. Hierauf wird der Saft durch ein Fließpapier durchfiltriert und in Flaschen gefüllt, die gut verkorkt werden müssen. In einem kühlen Keller hält sich dieser Wein, ohne einen Bodensatz zu bilden, mehrere Jahre. Der etwas dickflüssige Wein wird beim Genuß für solche, denen er zu stark sein sollte, ähnlich wie der Himbeersaft, nur im mindern Grade, mit Wasser verdünnt und giebt ein äußerst angenehmes, süßweiniges Getränk; der spezifische Geschmack der Johannisbeeren verschwindet gänzlich. Auch durch sein Ansehen empfiehlt sich dieser Wein, da er ganz die Farbe und das Ansehen des Bordeaux hat.

Logogriph.

Zum Futter zählt es wohl mit **K**,
Gehört zum Pflanzenreiche.
Und giebst du ihm ein **Sch**,
So hat es spitz'ge Zweige. J. F.

Zahlenrätsel.

Eine der neun Musentöchter nennen dir,
Allemal die Zeichen 1 2 3 und 4.
3 2 2 4 1 dagegen ist bekannt,
Als ein kleines Städtchen im Ungarland.
1 3 2 4 nennen stets dir ein Gewicht;
Auf der Post von 1 4 2 2 3 man spricht.
Nun lieber Rätselfreund sag mir geschwind,
Was dies wohl für sonderbare Worte sind?
Ferd. Peuker.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Arithmogriphs: **Florian**, **Engadin**, **Livadia**, **Durham**, **Bregenz**, **Erfurt**, **Reseda**, **Glasgow**. Feldberg — Watzmann. — des Rätsels: Ebro, Orbe.

Schachlösungen:

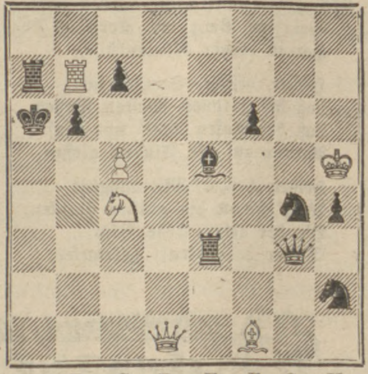
Nr. 180. D g 7—g 4 S e 3 g 4: L c 5 giebt Matt.
Nr. 181. D e 1—d 2 K d 5—e 4: D d 2—d 3 † etc.

Problem Nr. 182.

Von W. Grimshaw.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1



A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 4 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.